



POLITIK

JÜDISCHE WELT

ISRAEL

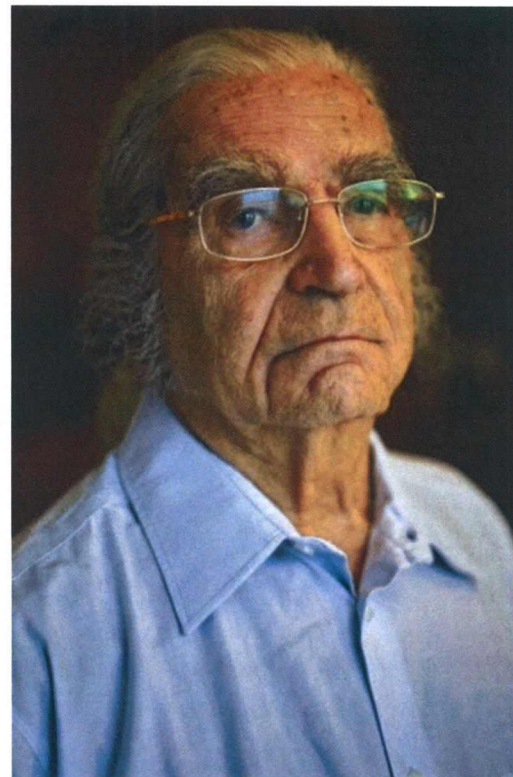
UNSERE WOCHE

KULTUR

RELIGION

GEMEINDEN

ABO ▾



»Wir Halbwüchsigen mussten täglich mit Tragödien fertig werden«: Horst Selbiger

Foto: Gregor Zielke

HORST SELBIGER

»Ich musste viel kämpfen«

Der Schoa-Überlebende über seinen 90. Geburtstag, Gedenken und seine Flucht aus der DDR in den Westen

von Philipp Peyman Engel

🕒 10.01.2018 10:52 Uhr



Herr Selbiger, Sie sind heute 90 Jahre alt geworden. Mazal tov!
Dankeschön.

Wie begehen Sie diesen Tag?

Freunde richten für mich eine kleine Feier aus. Und das Jüdische Museum Berlin hat mich aus Anlass des Geburtstags für morgen Abend zu einem Zeitzeugengespräch eingeladen. Beides freut mich sehr.



Sie haben den 9. November 1938 einmal als den Tag bezeichnet, an dem alles kippte. Als den Beginn der systematischen Judenverfolgung

...

Ja. Er markiert den Übergang von der Ausgrenzung der Juden hin zum Massenmord. Danach war nichts mehr wie zuvor.

Welche Erinnerungen haben Sie an den 9. November?

Die Pogrome begannen in Berlin am späten Abend des 9. November, und so erlebten meine Mitschüler und ich, damals zehn bis elf Jahre alt, den Morgen des 10. November 1938. Auch an diesem Tag liefen wir von der Weinmeisterstraße durch das Scheunenviertel, wo sehr viele Juden lebten und es viele jüdische Läden und kleinere Betriebe gab. Deren Schaufenster hatte der Mob zerschlagen, die Auslagen und Möbel waren geraubt oder lagen auf der Straße – und je weiter wir gingen, desto schlimmer wurde es.

Was sahen Sie dort?

Wir liefen nur noch über Glasscherben, der gesamte Boden war voll davon. In der Rosenthaler-/Ecke Sophienstraße war ein jüdisches Kaufhaus; wir sahen die randalierenden Plünderer. Die Pogrome waren nicht das Werk einzelner SA-Leute oder einiger Hitlerjungen. Diese Pogrome waren das Resultat eines Zusammenspiels von Massenloyalität mit einer verbrecherischen Diktatur, mit wütendem Rassismus und barbarischem Antisemitismus der deutschen Gesellschaft.

Was geschah mit Ihnen und Ihren Mitschülern nach den Pogromen?

Nach Schließung aller jüdischen Schulen begann im Sommer 1942 unsere Zwangsarbeit. Unser Jahrgang hatte gerade das achte Schuljahr vollendet. In einem Rüstungszulieferbetrieb stand ich an einem riesigen Bottich, in dem Trichloräthylen heiß gemacht wurde. Die anderen Arbeiter bekamen dafür Sonderzuteilungen an Vollmilch und Butter, die Juden selbstverständlich nicht. Die Zeit wurde immer unerträglicher, ständig gingen die Transporte verhafteter Juden vom Gleis 17 des Bahnhofs Grunewald in Richtung Vernichtungslager. Und immer öfter fragten wir uns: Wann sind wir dabei?



Wie sind Sie als 14-Jähriger mit dieser unvorstellbaren Situation umgegangen?

Wir Halbwüchsigen mussten täglich mit Tragödien fertig werden; fertig werden mit der Trennung von Großeltern, Eltern, Brüdern und Schwestern; fertig werden mit schwerster Kinderarbeit in Berliner Munitionsbetrieben; fertig werden mit der Suche nach Nahrung und Verstecken. 61 Träger des Namens Selbiger waren bereits oder wurden noch ermordet. Am 27. Februar 1943 umstellte die SS alle Betriebe, in denen Juden noch arbeiten durften, und alle Judenhäuser. Rund 10.000 Juden wurden an diesem Tag in Berlin verhaftet und in Sammellagern zusammengepfercht. In unserem Rüstungsbetrieb spielte sich das gleiche Drama ab.

Wie ging es dann weiter?

Wir wurden mit viel Spektakel auf die Lkws geladen, und wer nicht gleich konnte, dem wurde mit Schlägen und Schubsen mit dem Gewehrkolben nachgeholfen. Und da ich an dem Bottich mit dem kochenden Trichloräthylen nur in Hemd und Hose arbeitete, wurde ich ebenso mitgenommen, wie ich war, und ging in Hemd und Hose in den kalten Februarmorgen. Wir wurden mit rund 1500 bis 2000 Juden in die ehemalige Synagoge Levetzowstraße eingeliefert. Als wir dort von der SS sehr unsanft von den Lkws ausgeladen wurden, standen Frauen auf der Straße und klatschten Beifall. Drinnen wurden uns die jüdischen Kennkarten entzogen. Wir mussten eine Erklärung unterschreiben, dass unser Vermögen wegen kommunistischer und staatsfeindlicher Gesinnung beschlagnahmt sei. Und dann bekamen wir die Transportmarken zur Deportation nach Auschwitz um den Hals. Es war ein Zustand der Hilf- und der Hoffnungslosigkeit. Die Menschen schrien, schimpften, flehten, beteten, Kinder weinten – überall spürten wir diese erbarmungswürdige Hoffnungslosigkeit, denn fast jeder von uns ahnte oder wusste es bereits: Wir werden in den Tod geschickt.